

Zeitschrift: Pestalozziblätter
Herausgeber: Kommission des Pestalozzistübchens der Schweizerischen Permanenten Schulausstellung
Band: 21 (1900)
Heft: 3

Artikel: Nägeli über Pestalozzi
Autor: Nägeli, Hans Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-917603>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pestalozziblätter.

XXI. Jahrg. No. 3. Beilage zur „Schweiz. pädagog. Zeitschrift“. Okt. 1900.

Inhalt: Nägeli über Pestalozzi. — Ältestes Bild von Pestalozzi und seiner Gattin. — Briefe Pestalozzis an Dr. J. C. Hirzel. — Erwerbungen 1899 (Forts.).

Nägeli über Pestalozzi.

Schon anlässlich des Pestalozzijubiläums 1896 habe ich auf die Charakteristik aufmerksam gemacht, die Nägeli von Pestalozzi gegeben hat, und es ist dieselbe bereits damals im Zürcher Taschenbuch (und wohl auch anderswo) zum Wiederabdruck gelangt. Neulich wurde mir nun von Freundesseite der Wunsch geäussert, dass sie nachträglich auch noch in den Pestalozziblättern in extenso Aufnahme finden möchte.

Sie bildet einen Bestandteil des 1830 bei Orell Füssli in Zürich erschienenen Schriftchens: „Pädagogische Rede, veranlasst durch die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft, enthaltend eine Charakteristik Pestalozzis und des Pestalozzianismus, des Anti- und Pseudopestalozzianismus, der Erziehungslehre der Frau Niederer-Kasthofer und ihrer Töchter-Erziehungsanstalt in Yverdon, von Hans Georg Nägeli.“ Der Verfasser hatte diese Rede der am 28. Juni 1830 in Winterthur versammelten kantonalzürcherischen Abteilung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft vortragen wollen, „es lagen aber so viele Geschäfte für eben dieselbe Sitzung vor, dass ich der Zeit wegen kaum die Hälfte des hier Gesagten dort zu sagen mir erlauben durfte.“

Der Titel der Rede ist für die nur drei Bogen starke Broschüre etwas langatmig und in der Abkürzung desselben auf die Bezeichnung „Pädagogische Rede“ verlor sich wenigstens für Fernerstehende die Hinweisung, dass hier spezielle Reminiszenzen an Pestalozzi verborgen sein könnten. Auch war die Schrift, die eigentlich das Thema der Förderung der weiblichen Bildung zum Ausgangspunkt nahm, nicht nur nach der Lichtseite, dem genialen Scharfblick, der Gemütwärme und der Lebendigkeit ihrer Darstellung, sondern auch nach der Schattenseite das Spiegelbild ihres originellen Verfassers, der sich in derselben in voller Ungenirtheit und Behaglichkeit nicht nur über den Pestalozzianismus, sondern auch über seine dem Thema ganz fremden Lieblingsgedanken, z. B. die symbolische Bedeutung der antiken Mythologie ergeht, so dass sich ausser den persönlichen Verehrern Nägelis kaum je ein spezieller Leserkreis für sie interessieren konnte. Sie ist daher nahezu verschollen und wohl ausserhalb der schweizerischen Bibliotheken jetzt nur selten zu finden. Mit ihr verlor sich aber auch die Kenntnis der in ihr enthaltenen Schilderung Pestalozzis.

Und doch war Hans Georg Nägeli (1773—1836); der zürcherische Tondichter, welcher mit Pestalozzi seit 1809 in nähere Verbindung getreten war und auf seinen Wunsch mit M. Tr. Pfeiffer zusammen die „Gesangsbildungslehre nach Pestalozzischen Grundsätzen“ (Zürich 1810) bearbeitet hatte, eine der Persönlichkeiten, die durch ihren fast zwanzigjährigen persönlichen und brieflichen Verkehr mit Pestalozzi vor vielen andern berufen war, von Pestalozzi Zeugnis abzulegen: Original und Idealist durch und durch wie Pestalozzi und als solcher ihm geistig verwandt, als philosophischer Denker über die Kulturentwicklung wie als begeisterter Pädagoge (der Umschwung des Jahres 1830 führte ihn als Mitglied des sogen. „schaffenden Erziehungsrates“ mit Orelli und Scherr in die oberste Erziehungsbehörde seines Heimatkantons) in Pestalozzis Bahnen wandelnd, bei Lebzeiten Pestalozzis und nach dessen Tode unentwegt der Getreueste der Getreuen in Pestalozzis Vaterstadt. Und dieser Treue verdankt wohl auch nicht am wenigsten der Exkurs über Pestalozzi in der „Pädagogischen Rede“ seine eigenartige Beschaffenheit. Es ist kein Panegyrikus, wie man sieht; für einen solchen stand Pestalozzi Nägeli viel zu hoch und seinem Gemüte zu nahe. Aber in seiner „Rede“ wollte er, drei Jahre nach Pestalozzis Tod, als man in weiten Kreisen seiner Vaterstadt nur Spott und Gleichgültigkeit für sein Andenken hatte, die Gelegenheit nicht ungenutzt vorbeigehen lassen, das Bild des lieben Toten, wie es in seiner Seele lebte, seinen Zürchern vorzuführen und ihnen zu sagen: „So war er, Fleisch von eurem Fleisch und Bein von eurem Bein, und Einer eurer Besten, und ihr solltet euch schämen, das Wort vom ‚Propheten in seiner Vaterstadt‘ aufs neue wahr zu machen.“

Was galt Pestalozzi? Wie oft nahm ich's in seiner Nähe wahr: die Leute lassen Einen „für den Propheten im Vaterland“ gelten, damit sie den Propheten im Vaterland für sonst nichts weiter gelten lassen müssen. Was Pestalozzi in seiner Vaterstadt galt, erklärt sich aus seinem Wesen noch näher, als aus dem ihrigen. Es war eigen. Galt er manchmal mehr als nichts, so galt er hinwieder fast minder als nichts. Gewöhnlichen Leuten, und es gibt deren gewöhnlich nicht wenige, war sein ganzes Wesen anstössig, und das nicht ohne Grund; denn er war stössig, nicht boshaft, aber angriffig. Seine Angriffslust lag in seiner Originalität. Den Originellen widert das Alltägliche unter allen Gestalten. Er ist dessen legitimer Rüger und Richter, denn er schöpft sein Urteil aus dem Ur seiner Originalität; und was Einer Eigenes hat, wird er doch von sich geben dürfen. Solch ein Original mag auch äusserlich nicht alltäglich erscheinen. Er vernachlässigt sich lieber. So Pestalozzi. Im alten Zürich konnte er nicht viel gelten, bei wohlzugestutzten Bürgern schon nicht als unsauber, ungepudert, ungekämmt. Sein ungewaschenes Gesicht hätte man ihm indes noch eher übersehen, als sein ungewaschenes Maul, ein Maul, das unersättlich alles anpackte, was ihm in den Wurf kam. Ebenso gern liess er sich hinwieder anpacken. Unbeachtet zu sein, das allein war ihm unausstehlich. Neckereien jeder Art waren ihm willkommen als Anlass, seine Blitzwitze loszulassen. Ein zweiter Falstaff, ebenso gesellig-lebenslustig, mochte er ebenso gerne Witze veranlassen, als Witze erzeugen; ja er war im Witzwortwechsel selig. Schuldig blieb er nichts. In seinen Fabeln spielt bekanntlich der Hund, nicht wie bei andern Fabeldichtern eine edle, sondern eine unedle Rolle. Es war, als ob die Hunde sich an ihm rächen sollten. In einer Abendgesellschaft rief einer seiner Freunde, indem er das Maul eines ihm schmeichelnden Hundes spielend auf- und zuklaffte: „Seht, ich lehre ihn die Pestalozzische Methode!“ Gleich entgegnete ihm Pestalozzi: „Solch eine Klasse wollten wir dir allenfalls anvertrauen, aber keine andere.“ Eine ähnliche Belustigung freute ihn noch mehr, als das ganze Zürcherische Publikum, unter dessen Augen sie vorging. Ein lustiger Galeriedirektor der Kunstausstellung erhielt unter den auszustellenden Beiträgen ein Portrait Pestalozzis im Profil, und zugleich — was thut nicht der Zufall! — das Profil eines Hundes von gleicher Grösse und mit gleichem Rahmen. Was thut nun der Galerie-Direktor? Er hängt die beiden Portraits als Gegenstücke gegensichtig nebeneinander. Das schaulustige Publikum fand das pudelnärrisch. Pestalozzi aber, als ich ihm nachher den Vorfall erzählte, sagte gleich: „Ei ja doch, das ist ganz symbolisch, der Hund ist die Stadt Zürich, sie bellt mich an.“ Er liebte sie übrigens herzlich und schmerzlich, mehr als sie ihn. Gehasst indes hat sie ihn nie; eher gescheut. Eine politische Scheu hatten vor ihm die furchtsamen Leute. Sie besorgten immer, es gebe aus seinem vaterländisch angelegten, am Ende wohl gar noch in seine Vaterstadt zu verlegenden Pädagogium — ein Dämagogium, und darob fürchteten sich seine Gegner mehr als vor „Gog und Magog und dem jüngsten Gericht.“ Es war aber thöricht irrig,

ihn politisch zu scheuen. Er war ein ewiger Tadler alles Bestehenden, ohne Plan und Absicht; er war es, wie gesagt, vermöge seiner Originalität, die ihn alles mit eigenen Augen ansehen liess. Politisch wusste er nie, was er wollte, denn er war ein geschworener Formenfeind. Er wollte nur, was heutzutage alle Vernünftigen wollen, dass unter allen Verhältnissen die Menschen einander was nachzufragen haben; nie aber ging er darauf ein, wie sie dafür verbindlich zu machen seien; über Formen und Garantien liess er die Rechtsgelehrten brüten. Sein politisches Ideal war sogar ein antirepublikanisches, er musste, weil es ihm so bequemer war, zum Volksbeglücker einen Fürsten haben, wie er ihn im „Arner“ („Lienhard und Gertrud“) aufstellt. Politisch hassen konnte er ebenso wenig, als politisch unternehmen. Gab es Politiker, die ihm verhasst waren, so war es nur die Missbildung, die er an ihnen, gleichwie an Andern hasste. Er hasste eben die falsche Kultur unter jeder Form der Erscheinung, am meisten an den Gelehrten; wie sie ihn hinwieder hassten, beides ist ziemlich menschlich zu erklären. Sie hatten und wollten in seinen Augen eine Wissenschaft ohne Leben, er in den ihrigen ein Leben ohne Wissenschaft. Wer irrite sich wohl mehr in solcher Beimessung? Er schien überhaupt die höhern Stände zu hassen; er musste es scheinen, ja er musste sofern gegen sie gehässig sein, wiefern er, mit Rousseau zusammentreffend, in ihrer höhern Bildung nur eine grössere Missbildung erblickte; er musste nach und nach gehässig werden, je mehr er sich mit seinem Humor an ihnen rieb. Während dieser sein Humor an einem fort hierauf gerichtet war (wie seine Fabelnsammlung beweiset), so mussten ihm allmälig die Zivilisations-Erscheinungen überhaupt zu einer Ironie des Lebens werden, und so musste sich sein Herz gänzlich von ihnen ab und dem Volke, dem ungebildeten aber doch nicht missbildeten Volke, musste sich dem Volksleben zuwenden. Dergestalt waren der Humor und die Volksliebe die beiden Hauptfaktoren seines Gemüts (eines Gemüts, das übrigens in einer biographischen Skizze kaum angedeutet, das in seiner Tiefe und Grösse nur von einem *Niederer* in einem Buche, wie die Welt es zu erwarten hat, dargestellt werden kann). Sein Humor diente seiner Volksliebe stets zur Restauration. Denn es war eine brennend ernste Liebe, eine das Herz verwundende, ein inniges Liebeleiden, ein Wehmutsgefühl mit dem schwergedrückten Volke, mit der verwahrloseten Jugend, mit den Tausenden von Hausarmen, mit den Scharen von Bettlern. Er war ein Gemüthsmärtyrer, wie es noch keinen gab. Geniale Geister schweben sonst immer hochfliegend über die Ebenen des Volkslebens hin. Diejenige Kultur aber, die solch einen Phantasie-Menschen im Gleichgewicht erhält, hatte er nie erlangt; die ästhetische Ausgleichung der Gemütskräfte durch die Kunst blieb ihm fremd. Er hatte für die Tonkunst kein Ohr, für die bildende kein Auge, und für die objektive Poesie in den Büchern keinen Sinn. So durchaus unkünstlerisch erschien er, wie er stand und ging; nicht einmal ordentlich gehen konnte er; er kam nur bei hastigem Hin- und Herwanken vorwärts; wir nennen es „pütschen“. So war auch seine Phantasie nur pütschend, nicht schwungvoll,

nur blitzzuckend, nicht fortleuchtend; so sind auch seine Schriften (wo zwar oft sein Genie, ihm unbewusst, den Plan hineingelegt hat) meistens Wolkenmassen, von häufigem Wetterleuchten durchbrochen, und in vielen erscheint in Ermanglung eines wohlgeordneten Konzepts der Schriftsteller bloss als ein höchst ingeniöser Stellensteller. Wer ihn nur las, konnte ihn unmöglich in seiner Grösse erkennen. Man musste ihn sehen und hören, ja man musste ihn sprechen oder im Zweigespräch begriffen sehen. Welche Beweglichkeit! auf jeden Rast ein neuer Anlauf! auf jede Entgegnung eine neue Wendung! auf jeden Angriff ein kühner Seitensprung! und wie blitzschnell verwandelte sich seine zweifache Natur, doppelt voll des Scherzes und des Ernstes! wie plötzlich war der Satyr umgestaltet in den Engel des Mitleids! wie so edel waren dann seine Züge! wie so verklärt sein Blick! wie so geisterhaft seine Stimme!

Auf den „Propheten im Vaterland“ muss ich noch einmal zurückkommen. Es gibt eine Art Propheten, die im Vaterland denn doch was gelten: das sind die Wetterpropheten, wenn sie nämlich gut Wetter weissagen, und's eintrifft, noch mehr, wenn sie sogar aus einem vorauszusehenden Ungewitter fruchtbare Folgen fürs Land weissagen. So ging einmal Pestalozzi in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Land herum und weissagte einen „scheulichen Blast“, einen Blast, wie ihn seit „Mannsgedenken“ niemand erlebt habe, wie es seeauf und seeab und wieder seeab und seeauf stürmen, wie der Sturm sich vom See aus übers ganze Land verbreiten werde, wie dann aber, wenns endlich ausgestürmt habe, die Luft für lange Zeit gereinigt sei, so dass man im ganzen Land „besser zu schnaufen“ komme. Wie's eintraf, wissen wir. Die Gläubigen im Lande haben's zu Herzen genommen, und haben im Wetterpropheten ihren Heilspropheten erkannt, liebgewonnen und lieb behalten.

**Léonard et Gertrude ou les mœurs villageoises, telles qu'on les retrouve
à la ville et à la cour.¹⁾**

Histoire morale, traduite de l'Allemand, à Lausanne 1783.

La scène de ce roman, si l'on peut lui donner ce nom, est dans un village; les acteurs sont de misérables paysans; l'héroïne est la femme d'un maçon, on y rencontre à chaque pas des enfants couverts de lambeaux: rien de plus simple que les incidents, point de galanterie, point de tableaux licentieux, point de hardiesse dans les pensées, point de relâchement dans la morale; le style de la traduction est incorrect et barbare; et cependant, nous sommes heureux de pouvoir le dire, cet ouvrage a eu du succès, a été lù ici avec un vif intérêt.

¹⁾ Diese Rezension der ersten französischen Übersetzung von L. und G. ist den *Mélanges helvétiques* de 1782—86 (Lausanne, chez Henri Vincent 1787) entnommen; von Bridel herausgegeben und mit ihren nachfolgenden drei Bänden bis 1796 reichend, bieten die *Mélanges* einen Wiederabdruck der Aufsätze bleibenden Wertes in den *Etrennes helvétien et patriotiques*, die zu Ende des 18. Jahrhunderts in Lausanne, später in Vevey, erschienen. Die Rezension über L. und G. ist in den *Mélanges* mit dem vorangehenden Aufsatz unter dem gemeinsamen Titel „D'un voyage en Suisse et d'un roman Suisse“ zusammengefasst und mit D... unterzeichnet. Ich verdanke den Hinweis auf dieses Dokument Herrn Sekretär C. Schläfli in Zürich.

C'est que les tableaux sont de la plus grande vérité, c'est que le vice et la vertu y sont présentés sous leurs vrais points de vue, que la dévotion y est douce et raisonnable, et qu'un tendre intérêt règne dans tout l'ouvrage. Ne le lisez donc point, vous qui du haut de votre grandeur factice ne jetez sur le peuple qu'un coup d'œil de dédain, qui fiers de la différence d'un vain son, ou de quelque métal, vous regardez comme des êtres bien supérieurs à ceux qui vous nourrissent. Ne le lisez point, femmes frivoles, qui n'avez plus que de petits goûts factices; qui, à l'annonce d'un livre nouveau, ne demandez jamais ce qu'il contient, mais comment il est écrit; qui n'estimez que les brochures de Paris et les petits vers de *** et de **. Vous n'en liriez pas une ligne sans dégoût. Et vous qui ne cherchez à plaire que pour briller, et pour déchirer les coeurs tendres: Vous qui mettez toute votre sensibilité en amour-propre, et vous qui passez du bonheur, pourvu que nous vous croyons heureux; il n'y a pas un mot pour vous dans ce livre. Gardez-vous bien aussi de l'ouvrir, froids égoïstes, qui ne connaissez qu'un seul sentiment, l'amour de vous-mêmes, et traitez tout autre de romanesque, qui osez nous dire: *nous n'aimons point les enfants*. Quoi! vous n'aimez point l'être le plus intéressant dans la nature, le seul qui conserve encore l'aimable naïveté, la candeur, la franchise: et vous voulez qu'on vous aime et qu'on vous estime!

Nous avons eu dernièrement des essais de poésie nationale: l'ouvrage que nous annonçons est aussi un heureux essai de roman national. C'est à ceux qui ont senti les beautés des *poésies helvétiques* à apprécier *Gertrude et Léonard*. C'est à l'aimable et simple bergère qui chante dans les Alpes les romances de M. B**, à lire avec intérêt ce nouveau roman.

Gertrude offre un parfait modèle de la mère de famille; elle joint une noble fermeté, à la douceur la plus touchante; elle retire ses enfants et son mari (honnête homme, mais faible) de la misère où les avait plongé son in-conduite; sans affectation, sans invraisemblance, toutes ses pensées, toutes ses actions sont justes et honnêtes. Le curé poursuit le vice avec courage et fermeté, mais il tend les bras au vicieux qui se répent, et cherche à se²) corriger; il s'occupe sérieusement du bonheur temporel et spirituel de ses paroissiens. Le seigneur du village, ami de cet excellent curé, marche sur ses traces, et travaille au bien-être de ses vassaux. Si la vertu se présente dans cet ouvrage sous des traits gracieux sans être forcés, le vice y est peint aussi avec énergie et vérité; ses inquiétudes, son trouble, ses remords, ses terreurs, la superstition, et la lâcheté que donne une conscience timorée, tracés d'une main vigoureuse, sont bien propres à faire une heureuse impression sur les lecteurs.

Les gens du peuple, et surtout ceux de la campagne, liront avec fruit cet ouvrage que l'auteur a très bien mis à leur portée et qu'on doit regarder comme le premier dans son genre: l'on pourrait le mettre à côté du *Catéchisme du citoyen*, si jamais on nous fait ce présent.

¹⁾ le?

²⁾ le?

L'auteur (M. Pestaloz de Zurich) est un grand peintre, il nous montre dans le cours de son ouvrage plusieurs situations très pittoresques; aussi *Chodowieky*, en a-t-il bien su tirer parti; il nous donne d'après ce roman, une petite suite d'estampes, que nous recommandons aux amateurs.

Excusons le traducteur de *Gertrude et Léonard*; son goût pour la vertu lui a fait faire un heureux choix, sans trop consulter ses forces, et remercions-le, au lieu de le blâmer avec trop de rigueur, puisqu'enfin, sans lui, ceux qui ne savent pas l'allemand, seraient privés de cette utile lecture.



Silhouette von Frau Pestalozzi.

Puisse cet heureux essai, engager l'auteur à nous donner d'autres ouvrages! puisse-t-il encourager aussi ceux de nos compatriotes, qui ont du talent pour ce genre! Le roman national leur ouvre une carrière qui promet des succès, par le double agrément de la nouveauté, et d'une variété piquante. Quel heureux choix, par exemple, de scènes et de décorations pour les acteurs! Ces scènes, non point telles que les bosquets chimériques de Clarens, mais exactement vraies, et prises d'après nature, donneraient à leurs ouvrages un degré de plus d'intérêt et de vraisemblance, et les embelliraient en même temps par ces descriptions agréables qui charment toujours les vrais amis de la nature.

D...